

Nr. 97. Bromberg, den 29. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

Syver Hintenauf stapfte zwischen der Seescheune und dem Garten von Borgland nach den Westschlägen hinüber. Es war mitten in der Ernte, und Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Aber der Alte hatte ihm gesagt, er solle seine Hemdärmel sauber halten, solle hauptsächlich die Arbeit beaufsichtigen und nicht zuviel selber machen. Er müsse bedenken, daß er der Großknecht auf Björndal sei, und darum solle er auch nicht gleich auf den Oberst losfahren.

Syver packte sonst am liebsten die schwerste Arbeit mit seinen Bärenpranken selber an und fühlte sich nicht richtig wohl dabei, wenn er nur den Aufseher über die anderen spielen sollte; hier auf Borgland aber mußte es anscheinend so sein, wenn der Alte es sagte. Er wälzte seinen Priem im Munde und spuckte weit aus. Plötzlich stand er still und lugte durchs Gebüsch in den Garten. Jetzt hatte auch er es gesehen!

Klobig und breit über Rücken und Hinterteil, ja, bis zu den weiten Schaftstiefeln hinunter, stellte er sich auf und äugte. Sein Gesicht trug tiefe Furchen, Runzeln und Falten von Sommersonne, Winterstürmen, Schweiß und schwerer Arbeit. Und alle die Falten in seinem Gesicht bewegten sich lachend und lebendig um seine Augen. Er schlich sich gebückt weiter, und diese Augen, die so verschieden aussehen konnten, bald scharf, bald lauernd, bald etwas verschmitzt, blickten jetzt überaus lustig. Das Kinn, das er zu allen Feiertagen rasierte, das aber heute gegen das Ende der Woche von langen Bartstoppeln starrte, ging beim Tabakkauen eifrig auf und nieder. Er stützte die schweren Pranken mit den abgewetzten, hornig dicken Nägeln gegen den Hüftknochen, hockte sich etwas in die Knie und grunzte vergnügt vor sich hin. Vor dem Gebüsch lag ein Gartenhaus auf einem Kiesplatz, der von Hecken umsäumt und von großen alten Parkbäumen überschattet war.

Auf dem Kiesplatz trippelte Bruder Lorenz in einem Staatskleid aus seiner strahlenden Jugendzeit umher. Der Rock war aus feuerrotem Tuch, das verblichene hellblaue Seidenfutter guckte an den Schößen hervor. Die Weste zeigte noch etwas von ihrem alten Atlasglanz, war aber mehr grau als gelb, und die Samthosen spielten in allen Schattierungen von Dunkelblau bis zu verschossenem Grün. Die Spitzen der Halskrause und der Manschetten waren in diesem Jahrhundert nicht mehr weiß gewesen, und die seidenen, einst ebenfalls weißen Strümpfe sahen recht lebensmüde aus. Trotzdem schien Bruder Lorenz in dem alten Staat Leben und Glanz zu bekommen, wie er so auf hohen Hacken in der Herbstsonne herumtrippelte, den Stock mit beiden Händen vor sich her wippen ließ und mit dem Dreispitz auf der grünlichgelben Puderperücke stolzierte. Er summte Takte aus einem Menuett, machte ein paar merkwürdig zierliche Schritte und verbeugte sich mit einem Kratzfuß. Er hielt den Stock wie eine Flöte an den Mund und pfiff nach Syvers Urteil hübsch und anmutig. Plötzlich ließ Bruder Lorenz den Stock sinken, schüttelte den Kopf und bekam den listigen Zug, den Verrückte manchmal annehmen. Mit dem vorgestreckten Stock machte er eine Bewegung, als klopfe er an eine Tür.

„Bist du drin, Elisabeth?“ fragte er mit deutlichem Spott in der Stimme. „Soll ich dir heute Nacht aus der Küche etwas zu essen holen, damit du nicht selber gehen mußt?“ Darauf folgte ein so teuflisch-unheimliches Lachen, daß Syver noch nie im Leben etwas so Gräßliches gehört zu haben glaubte.

Doch als der Narr jetzt den Hut zog, sich verneigte und einen Kuß auf seine eigene Hand drückte, daß ihm der Zopf der Perücke nach vorn über das eine Auge rutschte, da brach Syver in sein wieherndes, trockenes Lachen aus; und als Bruder Lorenz erschrocken davonstürzte, sich hinter dem Gartenhäuschen versteckte und Stock, Hut und Perücke liegen ließ — da platzte Syver Hintenauf los, daß man es weithin hören konnte. Solche Narrenpossen hatte er noch nie gesehen.

Eines Tages mußte der Oberst mit Husten, Schwindel und Schüttelfrost im Bett bleiben. Es schüttelte ihn so, daß sein Bett wackle, sagte die Magd, die bei ihm aufräumte. Es war noch in der Ernte, und die Leute fuhren täglich zwischen Björndal und Borgland hin und her.

Dadurch wohl wurde es in Björndal bekannt, daß der Oberst erkrankt war; und am nächsten Tag überschritt der alte Dag die Schwelle von Borgland zum erstenmal. Er saß sehr bald im Schlafzimmer des Oberst und brachte ihm eine Flasche feinsten französischen Kognak mit, den er als glühendheißen Toddy trinken sollte.

Sowohl bei Dags Ankunft als auch bei seiner Abfahrt bewegte sich oben in Fräulein Elisabeths Kammer hinter der Scheibe leise die Gardine.

Der Oberst verlangte den ganzen Abend in einem fort Wasser zum Toddy, und es wurde späte Nacht, ehe die Magd zur Ruhe gehen konnte. Sie stammte aus Utbraata, hieß Netta, war nicht mehr jung und als wahrheitsliebende, gottesfürchtige Frauensperson bekannt. Als sie die Treppe hinaufstieg, bemerkte sie einen schwachen Lichtschein am anderen Ende des Ganges bei Fräulein Elisabeths Zimmer. Der Flur machte dort einen scharfen Knick, und die Tür zur Kammer des Fräuleins lag hinter der Ecke, so daß man sie von dem langen Gang aus nicht sehen konnte. Wenn aber diese Tür offenstand, konnte man einen Widerschein an der gegenüberliegenden Wand vom Gang aus sehen.

Netta blieb an der Treppe stehen und trat von einem Fuß auf den anderen, unschlüssig, ob sie in ihre Kammer gehen oder sich wieder über die Treppe hinunter retten sollte. Der Lichtschein hinter der Flurecke wuchs so dunkelrot und drohend, und es roch so merkwürdig versengt und brenzlig nach Rauch, ja nach Unheil . . . Netta begann das Herz zu schlagen, schneller und schneller, und es begann ihr in den Ohren zu sausen, stärker und stärker, und sie konnte die Füße nicht rühren und die Augen nicht von dem Schein abwenden . . .

Da: jetzt mußte die Tür zur Kammer des Fräuleins weit aufgegangen sein; denn der Schein auf der Wand drüben breitete sich aus und wurde hell und feurig. Netta griff sich ans Herz und schwankte. Eine dunkle Schattengestalt wuchs im Lichtschein an der Wand empor, wurde größer und größer und beugte sich vor auf dem Wege zur Kammer; dann plötzlich schlugen Flammen um die Gestalt, daß es sprühte. Der gellende Schrei eines Menschen in wahnwitziger Angst schrillte durch das Haus, ein dumpfer Fall — und alles war dunkel und still.

Man fand Netta am Fuß der Treppe, blutig und zerschlagen, halb von Sinnen. Der Oberst erschien, schlotternd vor Fieber und schwankend von dem vielen Toddy, mit einem Licht in der Hand, und Mägde und ein Knecht drängten sich hinzu.

Der Oberst fragte, was das für ein Geschrei und Gepolter auf der Treppe gewesen sei; Netta aber brachte nur unzusammenhängende Worte heraus: „Die Kammer vom Fräulein . . . der Leibhaftige . . . es sprühte und rauchte . . . das Fräulein schrie entsetzlich . . .“

„Hm . . .“ Der Oberst wurde mit einemmal ganz nüchtern und fiel zusammen. Er ließ den Kopf sinken und rang nach Atem. Die Runzeln gruben sich qualvoll tief in sein Gesicht und verzogen es in Schmerz und Entsetzen. Er hob das Licht und schob alle mit der zitternden Linken beiseite — stolperte zur Treppe und wie gejagt hinauf.

Die anderen blickten ihm nach, die Mägde schauderte es. Auch der Knecht stand unschlüssig da, bis der Oberst tief in den Flur hineingekommen war, dann schlich er ihm vorgebeugt leisen Schrittes nach, die Treppe hinauf. Eine Weile später kam er ebenso leise wieder zurück, atemlos und geheimnisvoll. „Fräulein ist dot“, sagte er; erwähnte aber zunächst noch nichts davon, wie eifrig und unbegreiflich schnell der alte Oberst die Lumpen und Späne, die auf dem Kammerfußboden lagen, zusammengerafft hatte, als der Knecht hinter ihm zur Tür hereinguckte.

So war es eingetroffen, daß der Teufel das Fräulein bei lebendigem Leibe holte.

„Unvorsichtig mit dem Licht umgegangen“, sagte der Oberst. „Die Kleider vorn ganz verbrannt.“

Es fand sich niemand, der das Fräulein hiernach noch anrühren wollte, so wußte der Oberst sie allein in den Sarg legen. Und darum — weil er sie hatte anfassen müssen — bekam er die bösen Wunden an den Händen, die spät oder nie heilen würden.

10.

Die Sage berichtet, die Vestlihütte sei das erste Haus gewesen, das sich der Urahn der Björndalschen Sippe erbaute, als er auf der Flucht vor übermächtigen Feinden aus dem Westen in diese Wälder kam. Die Hütte steht noch dort oben westlich vor dem Felskamm im Birkengestrüpp, dem letzten Vorposten der Wälder vor dem Hochgebirge. Von hier aus kann man endlos weit über die waldigen Bergrücken blicken, die sich gegen Westen abdachen nach anderen Landschaften hinüber. Sie hängt windschief und uralt da, die Hütte im Wetterschutz. Sonnenglut, Regenschauer und strenge Winterkälte haben durch Jahrhunderte auf ihr Gebälk gewirkt. Es ist grauweiß und splitterig, ja, borstig, mit breiten, gewundenen Sprüngen bis tief ins Mark hinein. Es quietscht und klagt in den ausgeschliffenen Angeln, wenn der Wind hineinfährt. Und wenn der Sturm nachläßt, dann gibt das Gefüge immer mehr nach, und die Hütte legt sich immer mehr auf die Seite und sackt tiefer zusammen. Wütet der Sturm aber ganz arg, dann schüttelt sich die Hütte wie im Trotz und bleibt stehen.

An einem rauhen, windigen Tag im zeitigen Frühjahr kam ein fremder Mann aus dem Tiefland durch den Westwald herauf. Er ließ sich ein Weilchen auf einer von den Föhrenkuppen nieder und spähte in die Richtung zurück, aus der er gekommen war, über die Waldhöhen nach den offenen Tälern hinüber, die sich dahinter verbargen. Ab und zu drehte er lauschend den Kopf und spähte umher, auch in anderen Richtungen. Ein derber wilder junger Bursche mit einer Axt im Gurt, mit großen Fäusten, schwarz vom Lederfärben oder ähnlicher Hantierung. Sauerbier mit dem Rosteisen darin, womit man damals Leder färbte — das saß noch lange an den Händen fest. Der Mann drehte und wendete seine Hände und betrachtete sie, als wundere er sich darüber, wie schwarz sie waren. Er stand auf und sah sich um und entdeckte die Vestlihütte hoch oben am Birkenhang.

Dort oben lag der Schnee noch weiß wie zur tiefen Winterszeit. Der Mann spähte voller Todesangst umher und vor allem — zurück. Dann eilte er durch die Kiefernheide weiter auf die Hütte zu.

Es begann zu schneien und es stürmte, immer stärker, je höher er kam; er aber wanderte unverdrossen weiter gegen den Sturm an und sah sich scheu nach allen Seiten um, vor allem aber — zurück. Es war unendlich weit, hinein und hinüber, Kamm auf Kamm, und steil und mühsam der letzte Anstieg; der Schnee wurde hier immer tiefer, und der Wind schnitt winterlich kalt. Der Mann stapfte rastlos durch den Schnee, seine Schritte wurden immer kürzer, er wendete den Blick und betrachtete mißtrauisch seine Spuren; doch Wind und Schneetreiben wischten sie aus.

Zum Umsinken müde machte er die Hintertür auf und trat ein.

Der junge Dag hatte ein Erlebnis hinter sich, an das nur wenige lebende Menschen zurückdenken können. Er war einmal gestorben. Damals, als er auf dem Totenberg den Halt verlor und abstürzte — da erlebte er mit klarem Kopf und wachem Denken einen Augenblick lang das deutliche Bewußtsein: jetzt, jetzt geht es in den Tod. Ja, er behielt hinterher sogar eine Art Erinnerung; nicht nur an die Schrammen und Wunden, die er sich beim Sturz zuzog, sondern auch an den vernichtenden Schlag auf den Kopf zu allerletzt, der — der Tod war. Seitdem plagten ihn mancherlei Gedanken; nicht nur die Traumgesichte, von denen er Adelheid erzählt hatte.

„Das Leben ist der Tod“, hatte er damals gesagt, und diese Worte aus seinem eigenen Munde hatten sich gegen ihn gekehrt, ihn innerlich durchtränkt, und er meinte seitdem, den Tod in vielen Dingen dieses Lebens zu spüren — dicht neben sich. Er überdachte sein bisheriges Leben und fand manche Stunde im Kampf mit Bären und verwundeten Elchen, manche waghalsige Kletterei durch Bergschründe auf der Jagd nach Habichtsnestern und Adlern, manche Skiabfahrten über Steilhänge und manchen leichtsinnigen Gang über schwaches Frühjahrseis, manch unvorsichtiges Hantieren mit der Büchse, so daß ihm der Schuß das Haar an der Schläfe versengte. Tot war er nur ein einziges Mal gewesen, aber dicht am Tode schon viele Male. Ja, der Tod war im Leben . . .

Er konnte ja auf dem Hof unten bleiben und sich in acht nehmen. Hörte man denn aber nicht von Leuten jeden Lebensalters, die trotzdem starben? Den einen erschlug der Blitz in seinem eigenen Haus, den andern der Huf eines Pferdes; der fuhr sich zuschanden, und jenen, der daheim saß, verfolgten Krankheiten aller Art. Seine eigene Mutter war auf dem Glatteis gestürzt und daran gestorben.

Nein, alle Vorsicht nützte nichts. Man mußte es eben nehmen, wie es kam. Ruhig und gleichgültig ging er seinen gewohnten Weg in die Wälder hinein — unvorsichtiger als je.

Den Tod meinte er jetzt zu kennen. Es war rein, als hielten sie sich an der Hand, der Tod und er. Aber das Leben beunruhigte ihn. Alles war so unbeständig im Leben. Er konnte seinen ältesten Jungen nicht vergessen; der war schon ein richtiger Mensch gewesen — mit allerhand Gedanken, Reden und Fragen. Und mit dem letzten Eindruck von ihm, dem kleinen, zerquälten Gesicht, wurde er niemals fertig. Dag war aus einem Guß, wie seine ganze Sippe, und er hatte seinen Jungen so von Herzen lieb gehabt. So etwas wie diesen Schmerz hielt man nicht noch einmal aus.

Vielleicht hatte er deshalb keine so große Freude an seinen neuen Kindern und hielt sich mehr von Hause fern, von den Knaben und Adelheid, vom Hof und vom Leben überhaupt. Er wagte es nicht, noch einmal irgendetwas so ganz unumschränkt zu lieben.

Wohl konnte ihn plötzlich wie früher die Sehnsucht überfallen, heimzukehren, wenn er lange genug fortgewesen war — zu den Kleinen, zu Adelheid und zu seinem großen, freundlichen Zimmer, das mit der offenen Tür zur Kammer und seinen drei Lieben darin auf ihn wartete. Und häufig kehrte er unterwegs plötzlich um und lief, was er konnte, um noch am Abend zu Hause zu sein.

Und er ließ sich von dem abendlichen Behagen einspinnen, wenn Adelheid auf dem Spinett spielte und die betörend schönen Lieder sang, daß es ihm durch Mark und Herz ging, oder wenn sie auf ihrer Kammer vor dem Kamin zum Silberklang ihrer Laute leise summte. Selten

aber blieb er zwei Abende hintereinander daheim. Das Glück des Lebens schreckte ihn. Es war so unbeständig, und er gab sich ihm so unbedingt hin. Er wußte das wohl selber nicht so genau; aber sein Gefühl warnte ihn, und er hielt sich fern.

Adelheid begriff dies nicht und war oft tief verzweifelt. Kam Dag jedoch, dann vergaß sie Kummer und Sorgen. Dann gab es in ihrem Glück nur einen einzigen Riß. Das war eine Vorstellung, die sie oft wie ein Schauder überfiel. Da Dag sich so leichtsinnig in den Wäldern bewegte, könnte er auch einmal nicht mehr wiederkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der bedeutungsvolle Gruß.

Skizze von Ruth Storm.

Der Rekrut Michael Talkler hatte von seinem Freund einen Gruß aufgetragen bekommen. Einen Gruß an einen fremden Menschen; obwohl er seinem Freund fest versprach, ihn auszurichten, hatte er den Auftrag in den letzten Marschtagen vergessen.

Seltsam genug war es nun, als die Kompanie ihr Ziel erreichte, daß Talkler bei der Verteilung der Quartierzettel eine Anschrift erhielt, die ihm bekannt vorkam. Gratner — überlegte er, Gratner?

Ach, ja, nun wußte er auch, was dieser Name bedeutete. „Wenn du nach Bärbach kommst, dann grüß' mir die kleine Lydia Gratner schön!" Das hatte sein Freund zu ihm beim Abschied in der Stadt gesagt, und etwas Fremdes war dabei in seinen Blick gekommen.

Talkler blickte rundum auf die beschneiten fernen Höhen der Sudeten am Horizont, auf die beiden zackigen Felshügel dicht am Dorf. Aus dem ersten Grün der Wiesen hoben sie sich stumpf und ernst mit kahlem Strauchwerk gegen den hellen Himmel.

Das also war die Heimat seines Freundes! Pächter Wilhelm Gratner stand auf dem Zettel in seiner Hand. Pächter Gratner — Lydia Gratner? Michael war es, als empfinde er körperlich die Gegenwart seines Freundes. Erwartung kam über ihn, eine seltsame Gespanntheit — wie verträumt hatte doch sein Freund dreingeblickt, als wäre mit dem Namen des Mädchens etwas Wunderbares, das unlösbar mit seiner Heimat im Zusammenhang stand, verbunden.

Die drei Kameraden, mit denen er das Quartier beziehen sollte, waren schon ein Stück voraus. Michael beeilte sich, sie einzuholen. Vor dem Gratnerhof standen zwei kleine Jungens, über den blauen, vertragenen Anzügen blütenweiße Schürzen. „Sie kommen, sie kommen!" schrien die Kinder und stürzten ins Gehöft. Hausherr und Hausfrau begrüßten die Soldaten, die Buben standen stramm und drückten die Bäuche vor. Aus dem Küchenfenster kicherten die Mädels.

„Wo nur Lydia bleibt?" sagte die Hausfrau etwas ärgerlich und schaute rückwärts ins Haus.

„Dus Freilein is mit a Rode furtgefoahrn", sagt ein Knecht.

Sie traten ins Haus, auf der Kaffeetafel türmten sich duftender Streuselkuchen und Mohnstriezel. Man setzte sich. In einer niedrigen Glasschale leuchteten Schneeglöckchen und Leberblümchen. Michael nahm eine Blüte heraus und befestigte sie in seiner Brusttasche.

„Es sind die ersten Blumen aus dem Garten, meine Tochter hat sie am frühen Morgen für Sie gepflückt!" sprach die Hausfrau und goß den dampfenden Kaffee in braune Bunzlauer Tassen.

Später gingen sie hinaus auf die Felder, um das Gelände zu prüfen. Es war Sonntag, morgen erst begannen ihre Übungen, abends aber gab es im Dorfkretscham Tanzvergnügen! Die Kameraden blinkerten den Mädels in der Küche nach. Michael trug einen Feldstecher. Sie erstiegen den einen Felsen, um gute Aussicht zu haben.

Lange standen sie auf der Höhe, die anderen warfen Steine in die Tiefe, Michael aber hatte das Glas an den Augen. Und wie er so langsam seine Blicke über die ausgebreitete Landschaft gleiten ließ, wurde jenseits am dunklen Nadelwald eine helle Gestalt sichtbar. Ganz nah wuchs die Mädchengestalt in Michaels Blick. Er sah ihre verwehten Haare, ihr rosiges klares Gesicht, ihre schlanken Hände, die lässig die Lenkstange führten, an der Tannenzweige und Weidenkätzchen befestigt waren. Oh, Michael verstand nun den verträumten Blick seines Freundes!

„Gib mal her!" Einer riß ihm das Glas von den Augen, „Donnerwetter!" rief er aus und reichte es dem nächsten.

„Das wird die Tochter sein", meinte der letzte und hing sich das Glas um den Hals. Michael verlangte nicht mehr danach. Sie stiegen ab und kamen mit der Radlerin zur gleichen Zeit auf dem Hof an.

„Ach!" stieß sie aus und stutzte.

„Jawoll, wir sind schon da!" antwortete einer von ihnen, ging auf sie zu und stellte sich und die Kameraden vor. Sie lachte. Michael gab ihr die Hand und sah sie lange an, ihm entging nicht ihr Erstaunen, doch er richtete den Gruß nicht aus. Ja, es reizte ihn plötzlich, etwas für sie zu wissen, ohne es zu verraten.

„Wie du wieder aussiehst, den ganzen Wald schleppst du mit!" sagte die Hausfrau und wies auf die lehmverschmierten Schuhe der Tochter.

Aber bei Tisch quälte es Michael, den Gruß des Freundes nicht ausgerichtet zu haben; peinlich war es ihm auf einmal, es nicht bei der ersten Begrüßung getan zu haben, er sah zu Lydia herüber. Bescheiden saß sie am Ende des Tisches zwischen den kleinen lebhaften Geschwistern, flüsternd sie zurechtweisend. Der Hausherr erzählte laut und aufschneidend aus seiner Militärzeit und schien keine Unterbrechungen vertragen zu können, ab und zu funkelte er böse zum unteren Ende hin.

Aus der nahen und weiten Umgebung war man zum Soldatenball zusammengeströmt. Die Kapelle spielte, im Saal war es bedrückend eng. Auch der Pächter Gratner war mit seiner Einquartierung anwesend, Michael saß Lydia gegenüber. Sie hatten noch nicht getanzt.

Der Oberförster brachte einen forschen Unteroffizier an den Tisch heran, der es mit den Mädchen nicht genau nahm. Und Michael sah Lydia in seinem Arm davonwirbeln. Der Unteroffizier sprach auf sie ein, sie lachte mit zurückgeneigtem Kopf und roten Wangen. Tanz um Tanz ließ er sie nicht aus dem Arm.

Michael stand auf, ihm brannte der Auftrag des Freundes auf den Lippen: Grüß mir die kleine Lydia Gratner schön! Mit aufgerissenen Augen verfolgte er die Tanzende. Die Nadeln in ihrem Haar hatten sich gelöst, lose fiel der Knoten in den Nacken, und der Ausschnitt ihres Kleides war zur Seite gerutscht. Sie tanzten immer mehr dem Ausgang entgegen. Michael fieberte, er drängte sich hastig durch die Paare. Sein Herz klopfte laut wie von einer Schuld.

Beide traten in die Nacht hinaus, auf die dunkle Allee, wo die Sterne durch das Ästegewirr der kahlen Wipfel funkelten. Von weitem konnte Michael Lydias zögernden Gang erkennen, ihren leicht geneigten Kopf, als schweige sie; aber er sah auch den Unteroffizier, der es mit den Mädels nicht so genau nahm . . . „Lydia Gratner!"

Sie wandte sich erschrocken um, die Stimme hatte etwas Beschwörendes, und der Unteroffizier trat unwillkürlich ins Dunkle zurück. „Sie entschuldigen mich", sagte sie rasch zu ihm gerichtet, dann sah sie fragend zu Michael auf, doch sie konnte seine Züge nicht erkennen, finster und groß stand er gegen den schwachen Lichtkegel der Kretschamtür. Nur er sah deutlich ihr aufgelöstes Gesichtlein, in dem Scham und Trotz rangen, in dieses Gesicht, das er heute schon einmal durch das Glas so offen vor sich liegen gesehen hatte.

„Fräulein Gratner", Michael wurde ganz leise, daß nur sie es vernahm, „ich habe vergessen, Ihnen einen Gruß auszurichten. Ich bin in Ihrer Schuld, und ich möchte mit dieser Schuld nicht vor meinen Freund hintreten, um nicht auch in seine zu kommen."

„Sahen Sie mich heute nicht so sonderbar an?" stammelte sie.

„Ja, da vergaß ich den Gruß", antwortete Michael dunkel.

„Ist es Alexander?"

Michael nickte.

„Da denkt er also in der großen Stadt an mich", sagte sie langsam mit verhaltenem Jubel, „und er schreibt doch so

„selten!" Sie sah in das Geäst der Bäume mit fernem Blick, der weit über den Raum zu gehen schien. „Ich freue mich darüber, ja, ich freue mich — ich dacht schon . . ." Doch sie sprach es nicht aus. Eine Weile stand sie ganz in sich versunken da, der kecke Tänzer war vergessen.

Michael atmete befreit, eigen berührt von dem tiefen Sinn seines Auftrages. Abgerissene Töne klangen herüber. Zu ihren Füßen aber lag das stille Land unter der weiten Kuppel des Himmels vor der Gnade des Frühlings hoffnungsvoll ausgebreitet.

Der Märchenjunge.

Skizze von Peter Scher.

Eines Morgens kam der Blaufuchsfarmer dahinter, daß sein Sohn Jochen die Mausefalle in den nahen Wald getragen hatte, um die über Nacht gefangenen Tiere laufen zu lassen. Er stand hinter einer dicken Eiche und belauschte den Jungen.

Jochen nahm die erste Maus in die Hand, streichelte sie zärtlich und redete sie wie folgt an: „Wenn du die Waldfee triffst, sag ihr nicht, daß ich dich freigelassen habe. Keiner darf es erfahren, weil es ein Geheimnis ist. Mein Vater haut mich, wenn er es erfährt."

Fort huschte die Maus.

Die zweite entließ Jochen, nachdem er sie gestreichelt und sogar an die Backe gedrückt hatte, mit der Warnung: „Geh zu den Zwergen unter der großen Tanne und nimm dich vor dem Wiesel in acht!" Er wollte die Maus freilassen, aber da fiel ihm gerade noch ein, was er vor kurzem von seinem Vater über das Wiesel gehört hatte, und er ließ seiner Warnung rasch noch eine Belehrung folgen: „Im Winter, wenn die ihr Fell angezogen haben, heißen sie Hermelin. Dann sind sie sehr fein und kosten viel Geld."

Fort huschte die Maus, mit Wissen beschwert.

Als Jochen nun die dritte in der Hand hatte, sagte er nachdenklich: „Nein, dich kann ich heute noch nicht fortlassen. Du mußt über Nacht in der Falle bleiben, sonst merkt mein Vater etwas. Aber hab' nur keine Angst — dafür kommst du morgen als erste heraus!"

Der Vater war im Begriff hinter der dicken Eiche hervorzutreten und dem Jungen eine erzieherische Ohrfeige zu verabreichen. Aber irgend etwas bewog ihn, sich ruhig zu verhalten. Als er dann auf einem Umweg in die Blaufuchsfarm kam, sagte er zu seiner Frau: „Da hast du deinen Märchenprinzen! So ein Junge wird nie ein Mann werden! Der faselt sogar mit den Mäusen und was das Schlimmste ist: So ein großer Bengel weiß noch weniger von der Welt als ein Neger im Urwald! Das kommt von deinem ewigen Märchenquatsch! Wir leben in einer Zeit, die eine andere Erziehung verlangt!"

„Ach du liebe Zeit!" seufzte die sanfte Farmersfrau. Sie hatte es immer gleich mit dem Seufzen. Aber eigentlich war sie eine tüchtige Frau — nur ein bißchen zu empfindsam.

„Unser Menschenkind!" sagte sie gern von ihrem Sohn Jochen. Seine Art, zu fabulieren und mit Tieren und Blumen wie mit seinesgleichen zu sprechen, berührte etwas in ihr, das inmitten des rauhen Waldlebens sonst nicht zu Wort kommen konnte. Denn von der Natur kann man nur schwärmen, wenn man in der Stadt wohnt und Sehnsucht nach ihr hat.

Im nächsten Jahr kam Jochen in die höhere Schule. Onkel Hermann, der in der Kreisstadt wohnte, nahm ihn zu sich. Jochen war nun weit weg von den heimatlichen Wäldern.

„Ein närrischer Junge!" schrieb der Onkel — gewissermaßen als Empfangsbestätigung. „Der glaubt ja noch an Riesen und Zwerge und redet mit allem Viehzeug. Na, das wird ein Stück Arbeit kosten, ihn zu einem brauchbaren jungen Mann zu machen. Aber wir werden es schon schaffen."

Jochen selbst ließ lange nichts von sich hören. Er schrieb nur dann und wann einen Gruß unter die Briefe des Onkels. Eines Tages hatte die Mutter das Gefühl, daß Jochen ohne seine Märchenbücher umkommen müsse. Sie schickte ihm ein Paket und erbaute sich an dem Gedanken, daß er nun seine lieben Tierbilder wieder anschauen und dabei Trost finden könne in seinem städtischen Elend. Ein Jahr verging, da kam der erste richtige Brief von dem Jungen.

„Mein Junge", sagte die Mutter hingerissen — „wie schön er schreibt! Mein Märchenjunge!"

Und sie las dem Vater vor:

„Liebe Eltern, ich danke Euch für die Märchenbücher, Onkel Hermann hat sich ein neues Auto gekauft, einen Lastwagen, Zweitonner, 1610 Millimeter vordere Spurweite, 1580 Millimeter hintere Spurweite, läuft mit Rohöl, braucht 10 Liter für 100 Kilometer, ist ein Magirus und hat 44 Liter Tankinhalt, mit Gruß! Euer Sohn Jochen."

„Nun also —!" sagte der Vater und sein Gesicht strahlte. „Der Junge ist also doch nicht aus der Art geschlagen!"



Bunte Chronik



Eine Riesenlandkarte aus Juwelen.

In Moskau ist eine aus Edelsteinen und Halbedelsteinen zusammengesetzte Riesenkarte der Sowjetunion geschaffen worden. An dieser eigenartigen Landkarte haben 259 Juweliere, Schleifer, Geographen und Ingenieure gearbeitet. Die Karte ist aus 10 000 Edelsteinen und aus 120 000 Mosaikteilen zusammengesetzt. Die Gesamtfläche der Karte beträgt 22,5 Quadratmeter und ihr Gewicht etwa 6 Tonnen. Grüner Jaspis markiert die Ebenen, lichtblaue Lasursteine bezeichnen die Flüsse, Meere und Ozeane. Jede Stadt ist durch einen großen Rubinstein gekennzeichnet. Die Namen der Hauptstädte sind durch Smaragden ausgelegt. Die Karte wird auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt werden.

Der Negerapostel verhaftet und wieder freigelassen.

Der Sektenhäuptling George Baker, der bekannte Negerprediger von Newyork, der von seinen schwarzen und weißen Anhängern als „göttlicher Vater" verehrt wird, den letzthin aber die Polizei wegen beschimpfender Äußerungen suchte, wurde verhaftet. Auf die Nachricht von seiner Verhaftung hin, strömten tausende Neger aus dem Negerviertel von Harlem zur Polizeidirektion. Die Menge suchte das Gebäude zu stürmen, wurde jedoch von einem starken Polizeiaufgebot zerstreut. Als der „göttliche Vater" am Nachmittag gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt wurde, bereiteten ihm seine Anhänger in Harlem einen geradezu hysterischen Empfang.



Lustige Ecke



Besuch beim Großreinemachen — stets erwünscht!



Der Gatte —: „Guten Tag, Liebling, kannst du raten, wen ich heute zu Mittag eingeladen habe?"
Die Gattin — fällt in Ohnmacht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.